

Alison Ravenscroft, *The Postcolonial Eye. White Australian Desire and the Visual Field of Race*, Ashgate, Burlington 2012, 183 S., geb., 63,00 £.

Die Autorin legt eine Studie vor, die zwar vom Gegenstand her in den australischen Literaturwissenschaften angesiedelt ist, laut Klappentext aber „far-reaching implications for understanding the important question of race and vision“ haben soll. Dabei plädiert sie „for a different ethics of looking, in particular, for aesthetic practices that allow Indigenous cultural products, especially in the literary arts, to retain their strangeness in the eyes of a white subject“. Schon daraus wird ersichtlich, dass der Untersuchung eine höchst metaphorische Vorstellung von „sehen“ zugrunde liegt (die methodisch nicht weiter diskutiert wird).

Die Arbeit will „the eye and the I“ in einer postkolonialen Gesellschaft problematisieren, die in ‚weiße‘ und indigene Australier geteilt sei (was angesichts der komplexen Geschichte der ‚whiteness‘ down under durchaus eine differenzierende Diskussion vertragen hätte). Mit dem titelgebenden „visual field of race“ im wörtlichen Sinne beschäftigt sich Ravenscroft allerdings nur in einem ihrer zehn Kapitel. Dort geht es um Bilder einer weißen Fotografin aus den 1920er- und 1930er-Jahren, auf denen (in gestellten Szenen) indigene Australier gezeigt werden. Sie werden mithilfe biografischer Untersuchungen im soziohistorischen Kontext verortet; doch eine eingehende Analyse des Verhältnisses der ‚weißen‘ Sichtweise der Fotografin und der ‚weißen‘ Rezeption ihrer Bilder im Verlauf von nahezu einhundert Jahren findet nicht statt.

Obwohl die Autorin „reading“ als das Lesen von Text versteht, der auf Papier, Haut, Leinwand oder Film „geschrieben“ sein kann, liegt ihr Hauptaugenmerk auf dem herkömmlichen Schreiben. Zur Untersuchung der ‚weißen‘ Sichtweise, die durch das Verlangen ‚weiß‘ zu sein maßgeblich beeinflusst sei, zieht sie vornehmlich die gegenwärtige biografische und fiktionale Literatur aboriginal-australischer Schriftsteller heran (darunter Alexis Wrights „Carpentaria“ und Kim Scotts „Benang“). Die ‚weißen‘ Leserinnen und Leser dieser Texte werden nicht als passive Konsumenten verstanden, sondern würden tatsächlich eine aktive Aneignung und Verarbeitung betreiben und dabei ihre eigene, kulturell bedingte Vorstellung des Gelesenen erzeugen. So werden die Rezipienten der Geschichten australischer Aborigines, der Literatur über sie und des überlieferten kolonialen Bildmaterials zu deutenden und bedeutungsgebenden Produzenten.

Ravenscroft interessiert sich für die „gaps in representation“ (S. 8) in der Literatur der australischen Aborigines, für das „what falls along and beyond the borders of seeing and knowing“ (S. 9), und für die Geschichte, die sich aus den „fragmentation, gaps and silences“ (S. 13) ergibt. Dabei plädiert sie dafür, der „nonknowledge“ und der „invisibility“ einen Platz in der Erkenntnisfindung zu geben (S. 24) und dies unter dem Aspekt einer „radical difference“ (S. 20) zwischen weißen und indigenen Kulturformen anzugehen, das heißt das Suchen nach Ähnlichkeit aufzugeben.

Ravenscroft möchte diese Identifikation aufbrechen, indem sie zeigt, dass „there are places we cannot see, the aporias in our visual fields“ (S. 22). Sie entfaltet den Großteil ihres theoretischen Hintergrunds im ersten Kapitel, so auch das des Hauptinstruments, auf das sie fortwährend zurückgreift: Jacques Lacans Theorie der Anamorphose, welche sie mit dem Beispiel des Totenschädels in Hans Holbeins Gemälde „Die Gesandten“ kombiniert. Wie der Schädel nur aus einem bestimmten Blickwinkel zu sehen ist¹, der es unmöglich macht, ihn und die Gesandten zur gleichen Zeit zu betrachten, so sei es nicht möglich, Situationen mit dem indigenen und mit dem weißen Auge gleichzeitig zu sehen. Das

¹ Dieser Winkel wird freilich nicht, wie Ravenscroft annimmt, durch Distanzierung von, sondern eben gerade durch Annäherung zu dem Bild hergestellt. Außerdem handelt es sich bei Holbein um eine Darstellungstechnik, die von *jedem* Auge entziffert werden kann, wenn es einen entsprechenden Blickwinkel einnimmt.

gelte insbesondere beim Lesen (post-)kolonialer Texte, da „the reader makes herself white (again) in reading through a process whereby she visualises a scene of her own making“ (S. 27).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein Fall, den Ravenscroft ausdrücklich zu umgehen scheint. Mudrooro ist ein preisgekrönter australischer Autor, der nicht nur mehrere Werke zur Literatur und den Kulturen der Aborigines verfasst, sondern darüber hinaus auch den Ausdruck „Aboriginality“ geprägt hat.² Geboren wurde er als Colin Johnson und nahm erst im Jahr der australischen Zweihundertjahrfeier den Namen an, der auf seinen Wurzeln in der Nation der Nyoongah (Western Australia) basieren sollte.³ Nur acht Jahre später aber falsifizierten Nachforschungen zur Familiengeschichte diese gewählte Biografie. In der Folge sprachen ihm eben jene Nyoongah die Zugehörigkeit zur ihrer Nation ab, die zuvor für seine Identität gebürgt hatten. Vor allem aber distanzierte sich der ‚weiße‘ australische Literaturbetrieb von einem Autor, den er zuvor mit Auszeichnungen überhäuft hatte. Das ist nicht der einzige, wohl aber der prominenteste Fall von ‚white-turned-Aborigine-turned-white‘, der in eine erweiterte gegenwärtige Debatte um die ‚Authentizität‘ der Aborigines, ihrer Kulturen und der Ansprüche, die sie erheben, gehört.

Die Diskussion um Mudrooroos Aboriginalität warf die Frage auf, was diese eigentlich grundsätzlich begründe. Eben dieses Problem entwickelt sich auch während der Lektüre des vorliegenden Buchs. Während es in der realen Literaturlandschaft Gradationen oder Wandlungsmöglichkeiten zu geben scheint, besteht die Autorin fortwährend auf Trennschärfe zwischen der indigenen und der immigrierten (bei ihr ausschließlich ‚weißen‘) Kultur. Ihre Überlegungen bleiben über große Strecken losgelöst von Zeit und Raum. Durch die Gegenüberstellung von „indigenous people“ und „white settlers“ schafft sie nicht nur eine Zeitlosigkeit, die die Siedlergesellschaft direkt in die postkoloniale Gesellschaft überblendet, sie umgeht durch diese dichotome Teilung in Verbindung mit einer angeblichen gemeinsamen Erfahrung aller Aborigines außerdem die Frage, wie andere australische Nationen die Geschichte lesen und interpretieren würden. Zwar spricht sie sich im Verlauf ihrer Ausführungen ebenso gegen eine solche „black-white binary“ (S. 135) wie gegen die Vorstellung einer „pan-Aboriginality“ (S. 47) aus, aber tatsächlich laufen ihre Ergebnisse auf genau solche Konstruktionen hinaus und ihre Vorstellung dessen, was den „white reading practices“ (S. 47) auf indigener Seite gegenüberstehe, bleibt nebulös. Völlig unklar ist, wieso die „unassimilable difference“ (S. 44) eine transhistorische Realität bleiben soll, wenn transkulturelle Kommunikation stattfinden kann. Ravenscrofts Forderung nach einer solchen ‚radikalen Differenz‘ lässt zudem offen, wie kulturübergreifende Subjekte sich verorten können, wenn nur zwischen ‚white‘ und ‚indigenous‘ unterschieden werden kann, aber das „white subject“ ein Subjekt ist, „who can pass as white“ (S. 25).

Ihr Plädoyer für eine respektierende Wertung der Texte aboriginal-australischer Autorinnen und Autoren und gegen weiße Wissenshoheit ist unbedingt zu unterstützen. Ihr Lösungsvorschlag zum Problem des weißen Lesens besteht allerdings in dem Plädoyer, die Unzulänglichkeit und Voreingenommenheit weißer Lesegewohnheiten anzuerkennen. Der Erkenntnisgewinn dieser Herangehensweise bleibt leider unerwähnt.

Stefanie Affeldt, Hamburg

² Für seine Werke vgl. zum Beispiel *Mudrooro*, *Aboriginal Mythology. An A-Z Spanning the History of the Australian Aboriginal People from the Earliest Legends to the Present Day*, London 1994; *ders.*, *Us Mob. History, Culture, Struggle: An Introduction to Indigenous Australia*. Sydney/London 1995. Zu „Aboriginality“ vgl. *Adam Shoemaker*, *Mudrooro. ‚Waiting to be Surprised‘*, in: *Journal of the Association for the Study of Australian Literature* 11, 2011, Nr. 2, S. 1–10.

³ Für dies und mehr vgl. *Gerhard Fischer*, *Mis-Taken Identity. Mudrooro and Gordon Matthews*, in: *John Docker/Gerhard Fischer*, *Race, Colour and Identity in Australia and New Zealand*, Sydney 2000, S. 95–112.

Zitierempfehlung:

Stefanie Affeldt: Rezension von: Alison Ravenscroft, *The Postcolonial Eye. White Australian Desire and the Visual Field of Race*, Ashgate, Burlington 2012, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81623>> [19.1.2015].